Der
Breslauische Erzähler.
Eine Wochenschrift.
No. 38.
Den 16ten September 1809.

Erklärung des Kupfers.

Eine Partie bei Neuscheitnig.

Diese Partie, welche man nahe bei der Oder = Ueberfahrt zu Neuscheitnig sieht, gehört zu den angenehmen Ansichten von Breslau, wo sich besonders im Hintergrunde der Dohm und die Sandinsel gut ausnehmen. Rechts zeigt sich ein Theil des Ufers bei Neuscheitnig; zu bedauern ist nur, daß in diesem kleinen Kupfer nicht alle Gegenstände in der natürlichen Ausdehnung erscheinen können.

Ruhm und Liebe.

Kron' und Scepter stralen aus der Weite
und die Völker zittern vor dem Thron.
Lanz' und Schwerdt geschliffen ihm zur Seite,
bieten den verwegnen Schaaren Hohn;

Spricht der Fürst: so stummen seine Länder
und vernehmen horchend sein Gebot,
Zitternd beben Stern und Ordensbänder,
wenn er zornig Straf und Ahndung droht!

Furcht und Schrecken dienen ihm zur Wache,
um ihn her steht der Trabanten Schaar,
Blitz und Donner schleudert er zur Rache,
schnaubt herbey die freßende Gefahr;
Roß und Männer führt er ins Gefilde,
wenn Empörer, oder Feinde nahn,
strömend färben unter seinem Schilde
Blut und Leichen seine Todesbahn!

Doch die Liebe, die mit Myrthenkränzen,
selten den errungnen Lorbeer schmückt,
hat den Helden an des Sieges Grenzen
nur erzwungen an das Herz gedrückt;
Zärtlichkeit pflückt nur im stillen Thale
an dem Friedenstempel ihren Straus,
und blickt aus dem goldumglänzten Saale
sehnsuchtsvoll in die Natur hinaus.

Warum willst du in die Höhen streben
und begehren Orden, Ehr' und Pracht;
Wem ein Herz voll Liebe ward gegeben,
wird nur durch die Liebe reich gemacht;

Ruhm und Schimmer, Namen, Kronen raubet
gierig einst der scharfe Zahn der Zeit,
doch die reine, wahre Liebe glaubet
an das Leben der Unsterblichkeit!

Unterredung.

„Kameraden, sprach ein Officier,
auf der Hauptbastei; was meinet ihr,
werden wir dem Feinde Breslau geben,
oder wollt ihr wagen Blut und Leben?" —

„Ja, so wahr die Sonne uns bescheint,
riefen sie, wir wollen, eh' der Feind
unsre Stadt und Festung soll erwerben,
hier vor unsern eignen Schlünden sterben!" —

„Brav, ihr Freunde, sprach der tapfre Mann,
Freiheit, Rettung, Ruhm und Glück gewann,
nur der Held, der ohne sich zu schonen,
seinen Feind begrüßte mit Kanonen!"

Lebensphilosophie.

(Fortsetzung.)

Freiheit, Gesetzmäßigkeit, Lebensgenuß, Freude und Vergnügen sind die Gegenstände allgemeiner Wünsche, für welche alle Europäer Sinn und Empfäng-

pfänglichkeit haben. Daher kommt es, daß ihre Denkart im Ganzen offen und heiter, und mehr leichtsinnig und scherzend, als traurig und melancholisch ist. Sie betrachten das Leben als ein schönes Geschenk des Himmels, dessen man froh werden müsse. Aller der Güter, die dazu erforderlich sind, als Reichthümer und Erhebung, sucht man sich mit Eifer zu bemächtigen. Man jagt den Gelegenheiten nach, sich zu vergnügen, und läßt es sich deutlich merken, daß man auf die Genüße des jetzigen Lebens allerdings einen großen Werth setzt. Man hält die Welt und ihre Einrichtung für die beste und vollkommenste, und ein großer deutscher Philosoph, Leibnitz, bewies es in einem eigenen Werke. Man zittert vor dem Gedanken, die Erde und alle ihre Kostbarkeiten, Freuden, Annehmlichkeiten und Unterhaltungen zu verlassen, gleichsam als wäre man besorgt, daß uns die künftige Welt für diesen Verlust nicht hinreichend entschädigen werde.

Gleichsam im Contrast stehen die Denkweisen der alten Aegyptier und der heutigen Indier, welche noch ihren uralten Systemen treu geblieben sind. Sie haben eine traurige, furchtbare Ansicht von der Welt, ihr Daseyn halten sie für ein Unglück, und alles Sichtbare gleichsam für verworfene Ausgeburten eines höheren Zustandes, die aus der Vollkommenheit zur Unvollkommenheit herabgesunken sind. Die Naturkräfte, die lebendigen Wesen, Thiere und Gewächse, als eben so viel eingehüllte Geister gedacht, werden gleichsam als bejammernswürdige Büßer betrachtet, die eine klägliche Strafe leiden, in Finsterniß gebunden, des Todes und ihrer Schuld sich

be-

bewußt, und doch innig gefühlvoll in des Seyns schrecklicher Welt trauern müssen, welche stets mehr zum Verderben sinkt.

Alles was sichtbar vorhanden ist, also auch die Menschen, sind von dem Selbst des unendlichen Wesens gleichsam geschieden und verworfen. Sie verschlimmern sich immer mehr in Verderben und eine unendliche Betrübniß im Gefühl der Schuld und des Todes muß ihr Daseyn begleiten. Bei dieser Ansicht ist keine Freude, keine Heiterkeit, keine Lust und Liebe in der Welt zu erwarten, sondern weil man sich sehnt, wieder mit dem ewigen und unendlichen Wesen Brohma zusammen zu schmelzen, so nimmt man überall Anlaß, sich an die Rückkehr dahin zu erinnern, und die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einzigen Zweck seiner Handlungen und Bestrebungen zu setzen. Daher die heilige Bedeutung so mancher indischen Gesetze und der erhabene Ernst ihrer ganzen Lebenseinrichtung, der freilich bei manchen in todten Gebräuchen und Bußübungen besteht, und mit albernem Aberglauben und Irrthümern vermischt ist.

Obgleich diese Lehre, diese Ansicht von der Welt und die danach eingerichteten Lebensweisen nicht bei allen Individuen dieselben sind, weil jeder Mensch allgemeine Systeme individuell modificirt: so muß doch die gewöhnliche Art zu denken und zu handeln bei allen Indiern, die nicht Christen oder Muhamedaner geworden sind, im Ganzen und in den Hauptsachen zusammen stimmen, und sich von dem Geiste der Europäer unendlich weit entfernen. Das Leben muß einen Anstrich von Schmerz, Trauer, Melan-

cho-

cholie und schwermüthigen Ernst bekommen, und eine Denkart erzeugen, die von der heiteren Lebensphilosophie der Europäer sich wesentlich unterscheidet.

Dummer Teufel.

Es ist auffallend, daß man den Dämon der Sünde, der sonst immer, wie es selbst in den heiligen Schriften geschieht, verschmitzt, schlau, listig schildert, so daß man ihn sogar unter dem Symbol der Schlange, die mit so feiner Kunst ihre Beute zu erhaschen weiß, vorgestellt hat, dennoch in unserer Sprache sprüchwörtlich in die Klasse der Einfaltspinsel und verstandlosen Tröpfe heruntersetzt. Man versteht unter dem Ausdruck: dummer Teufel, einen Menschen, der unbeholfen und plump, nicht Umsicht, Gewandheit und Klugheit genug hat, sich in irgend einer verwickelten Sache zurecht zu finden, kurz einen gewöhnlichen Altagsmenschen, der zu keiner Sache von Wichtigkeit, die Geschicklichkeit und Ueberlegung erfordert, gebraucht werden kann. Man verbindet sogar mit dem Ausdruck den Nebenbegriff von Ehrlichkeit und Gesetzlichkeit, und legt ihnen auch denen bei, die entweder aus Gutmüthigkeit sich über das Ohr hauen lassen, oder aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit einen Vortheil fahren lassen, den sie von günstigen Umständen ziehen könnten. Ein dummer Teufel steht gleichsam dem feinen, um sich wissenden, immer sein Interesse erspähenden Weltmann entgegen, der, es mag Tugend oder Laster gelten, wenn es nur Gewinn an Geld, Vergnügen, oder

Ehre bringt, niemals die Gelegenheit dazu aus den Händen schlüpfen läßt.

Beinah sollte man glauben, die Deutschen wären der Meinung, daß Ungeschicklichkeit und Dummheit wesentliche Eigenschaften des Teufels seyen, daß ein gescheidter Mensch sich nicht leicht von ihm verleiten lassen könne, und vielmehr Ueberlegung und Gelenkigkeit dazu gehöre, zum Bösen zu verführen, oder selbst dazu verführt zu werden, was auch allerdings oft der Fall ist. Man scheint indessen dabei die Quelle unrechter Handlungen nicht in dem Willen, sondern im Verstande zu suchen, und folglich nicht nur den Lehren der Religion, sondern der Erfahrung zu widersprechen, welche offenbar darthut, daß unser Denkvermögen und Erfindungsgabe nur Dienstbothen unserer Neigungen und Leidenschaften und keineswegs an und für sich dem Bösen ergeben sind. Wäre es gegründet, daß unser Verstand moralisch verdorben wäre, dann ständen wir unter zweien Tyrannen, die sich gewissenhaft in die Beute theilten, und es wäre keine Erlösung zu hoffen; alles Gewissen wäre verschwunden.

Aber zur Ehre der Deutschen sey es gesagt, dies ist eine falsche Folgerung. Wir wollen allerdings mit dieser Redensart, wenigstens in den meisten Fällen, sagen, daß unser Verstand nicht immer dem bösen Willen diene, sondern, durch seine rechtliche Denkart abgehalten, den Neigungen den Beistand versage, den sie erheischen. So nennen wir denjenigen einen dummen Teufel, der irgend einen zweideutigen Zweck hat erreichen wollen, nicht aber Klug-

heit

heit genug gehabt oder gezeigt hat, die dahin führenden Wege zu finden und einzuschlagen.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß die abgefeimtesten Bösewichter bei Ausführung niederträchtiger Handlungen oft so albern und unbesonnen zu Werke gehen, daß sie sich auf der Stelle selbst verrathen. Sie scheinen in dem Augenblick von ihrem Verstande verlassen zu werden, und so dumm zu seyn, als man bei ihrer sonst bekannten Klugheit gar nicht hätte vermuthen können. Vielleicht ist auch daher die Redensart entstanden.

Bisweilen nehmen Redensarten von besonderen Ereignissen ihren Ursprung. In der Kirchengeschichte Frankreichs wird ein Vorfall erzählt, der den Teufel wegen seiner Dummheit lächerlich machte. Zu Loudün waren unter Richelieu's Regierung einige Nonnen, wie man glaubte, vom Teufel besessen. Der Geisterbanner Barre, der mit den Besessenen unter einer Decke spielte, und eine der vorzüglichsten beschwor, sagte ihr: adora deum, creatorem tuum (bete Gott deinen Schöpfer an.) Die Heuchlerin, welche kein Latein verstand, und ihre Antwort mechanisch gelernt hatte, nähmlich adoro te Jesu Christe, (ich bete dich an Jesu Christe) stockte bei den lezten Worten und antwortete endlich Jesus Christus. Obgleich Barre das Versehen seiner Schülerin gut zu machen suchte, und sie wiederholt fragte quem adoras, so konnte er doch nicht hindern, daß die Nonne denselben Sprachschnitzer machte und den Nominativ für den Vocativ setzte. Der Beisitzer des Banngerichts, Daniel Drouin, ein Mann von Verstand, konnte sich nicht enthalten, laut auszurufen:

fen: „das ist ja ein dummer Teufel, der nicht einmal die Grammatik gelernt hat.“

Der Wein.

Ob Noah, oder Bacchus den Wein zu pflanzen gelehrt habe, ist beinah nicht so wichtig, als denjenigen zu wissen, der zuerst Anweisung gab, den Wein nützlich zu gebrauchen. Denn wie die Alten erzählen, trägt der Weinstock dreierlei Trauben, die ersten dienen zum Vergnügen, die zweiten zum Berauschen, die dritten zum Schreien, Heulen, zur Zänkerei und Traurigkeit. Der Wein ist, wie alles Gute, dem Mißbrauch unterworfen, und ist nur durch den vernünftigen und mäßigen Genuß eines der köstlichsten Mittel, die Gott dem Menschengeschlecht zur Aufheiterung, Stärkung und Erweckung der Lebensgeister geben konnte. Plinius nennt einen gewissen Statius, als den ersten, der Wein mit Wasser vermischt, und so ein trefliches Arzeneimittel für die Menschen erfunden habe.

Die Alten hatten überhaupt die Sitte, den Rebensaft mit Wasser zu mäßigen, und hielten jeden für einen Schwelger und ausschweifenden Menschen, der den Wein unvermischt trank. Der Wasserwein war ihr vorzüglichstes Getränk, und diente ihnen zu einer heilsamen Stärkung und zur Erhöhung ihrer Kraft und Gesundheit. Schon Plato behauptet: wenn man den Wein mit Behutsamkeit trinkt, und so oft es nöthig ist, mit Wasser vermischt: so stärkt er den Verstand, stellt die verlornen Kräfte wieder

her,

her, ertheilt dem Blute Munterkeit, verbannt den Verdruß, und vertreibt die Schwermuth." Plinius sagt: der Genuß des Weins vermehrt das Blut und reinigt dasselbe, vertreibt die Bläße der Wangen, heilt die Flecken, die bisweilen aus der Haut schießen, erweckt den Appetit, hindert das Erbrechen, verschaft gesunden Schlaf, und befördert eine leichte und heilsame Ausdünstung." Und Sokrates, der Weiseste unter den Griechen, erklärt: „Gleichwie ein mäßiger Regen das Wachsthum der Pflanzen und Kräuter befördert, so erfreuet auch der Wein mit Mäßigkeit getrunken, das Gemüth, vermehrt die Tugend und vergrößert die Klugheit."

Aber nicht bloß die Philosophen, sondern auch die Lehrer der christlichen Religion haben den Genuß des Weines in gewissen Fällen angepriesen, und haben sich schon in dieser Rücksicht viel göttlicher und menschlicher zugleich bewiesen, als der Lehrer von Medina, der seinen Muselmännern allen Wein untersagte. Der Apostel Paulus giebt seinem Jünger Timotheus, den Rath, sich des Weins, wegen seines schwachen Magens, zu bedienen. Er sagt: Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Wein, um deines Magens willen, und daß du oft krank bist." Und hätte der Stifter unserer Religion den Wein nicht für ein köstliches Getränk zur Freude und Gesundheit der Menschen gehalten, so würde er wohl nicht auf der Hochzeit zu Cana das Wasser in Wein verwandelt, und die Gäste damit versehen haben.

Was Philosophen und Religionslehrer gelehrt haben, ist auch von den Aerzten in Schutz genommen

men worden. Sie finden im Wein ebenfalls eines der treflichsten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und verordnen ihn in vielen Krankheiten, besonders den Genesenden, die wieder Kräfte sammeln sollen. Daher findet man auch Gelehrte, Philosophen, Pastoren, Aerzte und Geschäftsmänner beim Glase Wein, weil er auf Alle seine wohlthätigen Wirkungen verbreitet. Besonders ist er den Helden wichtig, denen er die Kraft ersetzt und dem zagenden Muth wieder neue Gewalt giebt. Man kann behaupten, daß viele Schlachten eben sowohl durch Weinbouteillen, als durch Kanonen gewonnen worden sind.

Der Wein vergnügt die vornehmsten Sinne und befriedigt sie auf einmal, indem er die verschiedenen Annehmlichkeiten, die das Glück wirklich zufriedener Menschen ausmachen, zusammen vereinigt. Der Geschmack, der Geruch, das Gesicht, selbst das Gehör werden auf das angenehmste ergötzt; aber was die Hauptsache ist, er verbreitet einen göttlichen Hauch neuen Lebens über die ganze Seele, und setzt alle Kräfte des Geistes in eine fruchtbare Thätigkeit.

Ueber das Denkvermögen der Thiere.

Diejenigen, welche den Thieren alles Vermögen zu denken absprechen, und alle ihre Kunstfertigkeiten und geschickliche Unternehmungen bloß einem beigelegten, von keiner Ueberlegung begleiteten, Instinct zuschreiben, sind entweder zu stolz, etwas worauf sie selbst hohen Werth setzen, wenn auch nur im

ver-

verringerten Maaße anderen Geschöpfen zuzugestehen, oder zu unachtsam, um zu sehen, daß sich schlechterdings nicht alle Erscheinungen an den Thieren durch einen blinden, dummen Trieb, den sie Instinct nennen, erklären lassen. Vielleicht hat die Neigung, welche sich in dem cultivirten Zustande des Menschen erst zur höchsten Kraft entwickelt, sich für unabhängig zu erklären, sich aller Pflichten gegen die übrigen Geschöpfe zu entbinden und eine absolute Tyrannei nicht bloß über seines Gleichen, sondern noch mehr über das Thierreich auszuüben, dazu beigetragen, die grausame und ungerechte Behauptung aufzustellen, daß die Thiere, aller Denkkraft beraubt, bloß von angepflanzten Neigungen und Naturgesetzen geleitet würden, so daß diese in keine Art von moralischem Verhältniß, weder unter sich noch mit den Menschen treten könnten. Ihre Triebe seyen nothwendig und mechanisch, ihre Empfindungen eine, jedem lebendigen Wesen eigene Abwechselung von wohlthuender oder schmerzhafter Reizbarkeit, ohne Bewußtseyn und Unterscheidung weder der Ursachen, die sie hervorgebracht haben, noch der Natur des Schmerzes oder der Freude selbst; ihr Leben sey ein vegetirendes Verzehren und Sammeln der Lebenskraft ohne Vorstellung und Ueberlegung, nicht viel anders als in einer Pflanze, nur daß diese die Functionen ihres Wachsthumes auf einer Stelle verrichten müsse, das Thier aber den Ort verändern könne. Die Philosophen von der Cartesianischen Schule haben diese feindseligen Behauptungen am meisten ausgeführt, die Anhänger des Locke oder der älteren pythagoräischen Lehrsätze sie am heftigsten bestrit-

stritten. Beide Partheien sind wohl zu weit gegangen, und die eine darin unrecht verfahren, daß sie den Thieren alle Denkkraft absprach, die andere aber, daß sie ihnen eine Vernunft beilegte, die eben so fein und gereinigt, als die unsere seyn sollte.

Unstreitig wird zur Beobachtung und richtigen Beurtheilung der Thiere ein mehr naturgemäßer Zustand erfordert, als worin wir uns größtentheils befinden. Wir leben meistens mehr in Ideen, als Vorstellungen, mehr in hochfliegenden Speculationen und Systemmachereien, als in Beobachtungen und aufmerksamer Einsammlung concreter Begriffe, haben mehr Geist, als Gefühl, nnd mehr Vorurtheile und Gelehrsamkeit, als Wahrheit und wirkliche Wissenschaft. Daher waren die Philosophen der alten Welt, welche sich näher der Natur hielten, weit fähiger, in diesem Fache vorurtheilsfrei zu urtheilen. Ja selbst diejenigen Nationen und Individuen, welche noch nicht zu der neuen europäischen Kultur sich erhoben haben, setzen sich in ein näheres Verhältniß mit den Thieren, eben weil sie wegen des Mangels an Bildung sich noch nicht so weit von ihnen entfernt haben.

Die alten Aegyptier behandelten viele Thiere, Hunde, Katzen, Crocodile, den Ibis, den Stier mit der zärtlichsten Sorgfalt, ja sie verehrten sie sogar endlich als göttliche Wesen. Wir wollen hierbei nicht erläutern, wie viel dazu die Religion von der Emanation, die sie unstreitig aus Indien überkommen hatten, beigetragen habe, und welche in jedem lebendigen Thiere einen gebundenen Ausfluß Gottes anzunehmen lehrte, sondern bloß bemerken, daß die

Lehre

Lehre selbst unstreitig auf die Wahrnehmung sich gründete, daß die Thiere mehr Ueberlegung, Klugheit und Verstand besitzen, als sie bei einer oberflächlichen Ansicht zu haben schien.

Selbst die Türken und alle Morgenländer übertreffen uns Europäer in der Liebe und Neigung gegen andere Geschöpfe, und schonen derselben auf alle mögliche Art. Die großen Schaaren von Hunden, welche in Constantinopel und andern türkischen Städten herum laufen, werden von den mitleidigen Muselmännern eben so gefüttert, wie man kaum in christlichen Staaten den Bettlern Allmosen reicht. Wären sie nicht überzeugt, daß diese Thiere Vorstellung von ihrem Elend hätten, und ihnen Dankbarkeit bewiesen, wenn sie wohlthätig gespeist werden, so würden sie dieselben eben so gleichgültig verhungern lassen, als sie einen Baum verwelken sehen.

Wir bemerken, daß ein roher Schäfer, der Zeit seines Lebens nicht viel mehr gesehen hat, als die nahen Hügel und Heerden, mit seinem Hund auf einen ordentlich vertrauten freundschaftlichen Fuß lebt, und daß zwischen beiden ein ganz anderes Verhältniß statt findet, als zwischen einem Kettenhund und einem Philosophen, der jenen vielleicht aus seiner Studierstube alle Morgen nur einen Augenblick und mit Verachtung anblickt. Und wenn man nicht Gründe genug hat, die vormalige Existenz eines goldenen Zeitalters wegzuläugnen, so lebten auch damals die Thiere, wenigstens größtentheils in genauerer Verbindung mit den Menschen, als später, wo man sich gleichsam ihres Umgangs entzog, sich in einen feindseligen Zustand mit ihnen versetzte, und

jenen bald begreiflich machte, daß man mehr darauf hinausgehe, sie zu vertilgen, als mit ihnen friedfertig zu leben und für diejenigen Dienste, die sie leisteten, dankbar zu seyn.

Robertson in seiner Geschichte von America erzählt, daß, als die ersten Seefahrer auf mehrere von Menschen unbewohnte Inseln bei America landeten, die Thiere, namentlich die Vögel, gar keine Furcht vor den Menschen zeigten, und statt zu fliehen, vielmehr sich ihnen zutraulich näherten, und sich auf die Köpfe und Schultern derselben setzten. Aber sobald man sie erschlug und todtschoß, eilten die Thiere schüchtern davon und vermieden hinfort die fürchterliche Gesellschaft der Menschen.

Nur in solchem friedlichen Naturzustande ist es möglich, die Thiere genauer zu beobachten, wo diese einmal noch Vertrauen zu dem Menschengeschlecht zeigen, und mehr Gelegenheit zu Beobachtungen geben, und auf der andern Seite die Menschen noch Ruhe, Liebe und Aufmerksamkeit genug haben, dieselben zu beobachten und sie verstehen zulernen. Immerhin ist es wahr, daß ein Schäfer seinen Hund, der Jäger seinen Vorsteher, der Knecht oder Husar sein Pferd weit besser versteht, als ein Advokat, welcher, so geschickt er seyn möchte, die moralischen Eigenschaften eines boshaften oder unschuldigen Menschen zu ergründen, doch den Sinn oder die Gedanken eines mit ihm unbekannten Thieres nicht errathen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auf=

Auflösung der Charade im vorigen Stück.

Reinerz.

Charade.

(Zweysilbig.)

Was ist's, um das sich Heere schlagen?
wie heißt die Flur, die weder Gras noch Frucht
noch festen Wohnsitz je getragen,
auf der umsonst man Nahrung sucht?
Es ist die Wüste, die selbst arm und wild
unwegsam den beschwingten Karavanen
mit Ungestüm entgegen brüllt;
Doch scheun sie nicht den Mangel ofner Bahnen,
nicht dieses grause Schreckensbild.
Setzst du's zusammen mit dem Thiere
das rauh und grunzend dich begrüßt,
Was kommt heraus? es wird zum andern Thiere
das nie die Tafel dir versüßt,
und doch gezähmet unter Menschen ist!

Dieser Erzähler wird jeden Sonnabend ausgegeben, und ist in der Buchhandlung bei Carl Friedrich Barth in Breslau so wie auf allen Königl. Preuß. Postämtern zu haben.

10.

38.



Eine Partie bei Neuscheitnig